

Das Herz des Bankpräsidenten

Von Ludwig Nagy

Der Bankpräsident verließ gegen 12 Uhr mittags, also eine Stunde früher als gewöhnlich, die Bank. Er ging zu Fuß, denn sein Auto konnte ja noch gar nicht vor dem Tor warten. Er spazierte zum Donauforso. Der Himmel war blau, die Sonne schien, aber die frische Luft kniff einen noch hin und wieder. Der Korso war fast ganz leer. Der Bankpräsident ließ sich unweit vom Kiosk in einem Korbstuhl nieder und blickte verkommen vor sich. Vielleicht dachte er daran, daß die Mathematik eine sehr seltsame Sache sei, denn wie viel fünf und zwei macht, ist doch eigentlich nur relativ. Gebe ich, dann macht fünf und zwei sechs; wenn ich aber bekomme, so macht fünf und zwei acht. Fünf und zwei macht demnach nur objektiv sieben, aber gibt es auf der Welt überhaupt eine Objektivität? Vielleicht hing der Bankpräsident diesen Gedanken nach, vielleicht aber dachte er an seine längst vergangene Jugend, oder an seine verstorbene Großmutter, oder vielleicht auch daran, daß jenes kleine Schiff, das gerade unter der Kettenbrücke dahingleitet, ein sehr großes Schiff wäre, wenn es zwanzigmal so groß wäre, wie es ist.

Der Bankpräsident sah im Korbstuhl, er konnte sich, unter den vereinzelt Passanten befand sich kein Bekannter, und so konnte er sich ungestört fühlen. Und es konnte ihn auch nicht stören, daß ein junger Rechtsanwält ihn erkannte, hinter seinem Rücken gegen eine Mauer sank und ihn andächtig betrachtete: Ah, du guter Gott, daß ist Edl. Allein. Er sitzt und blickt vor sich hin, sitzt auf seinem Gefäß und blickt mit seinen Augen vor sich hin, sein geheiligter Körper ist von einem Anzug bedeckt, über dem Anzug liegt ein Leberrod, seine Sohlen berühren die Erde, oh, glückliche Erde! Welch ein Erlebnis, ihn so zu sehen! Man müßte sich auf den Bauch werfen, müßte zu ihm kriechen und ihm sanft die Sohlen lecken.

Dies konnte, ich betone das, den Bankpräsidenten nicht stören, denn er bemerkte den Rechtsanwält überhaupt nicht, und es konnte ihn auch nicht stören, daß er etwas später, nachdem der Rechtsanwält seine Andacht verrichtet hatte und fortgegangen war, auch von zwei Angestellten seiner Bank erblickt wurde: einem Beamten und einem Diener. Diese hatten zu zweit, auf einander achtgebend, am Vormittag aus der Bank in eine Filiale Geld geschafft und kehrten jetzt mit leerer Tasche in die Bank zurück, unterwegs kein einziges Wort wechselnd, denn es wäre des Bankbeamten unwürdig gewesen, mit einem Bankdiener zu sprechen. Ihr Weg führte etwa zwanzig Schritte an dem Bankpräsidenten vorüber, und sie waren hinter ihm auch schon fast vorbeigegangen, als der Diener erblickte und stehen blieb:

„Donnerkeil! Der Herr Bankpräsident!“, stieg die Stimme des Dieners zu dem Beamten empor.

„Ja wohl, der Herr Bankpräsident!“, sanken die Worte des Beamten zu dem Diener hinab, und auch er erbebt.

Sie blieben stehen, sie rissen die Augen auf, um zu sehen, was er tut, was der Herr Bankpräsident zu tun geruht. O, ja wohl, er sitzt da, sitzt auf seinem Gefäß, blickt mit seinen Augen vor sich, seine Sohlen berühren die glückliche Erde — und sie hatten sich auch schon wieder gefaßt und bogen auch schon fast in die Nebengasse ein und eilten auch schon fast in die Richtung der Bank, als das Wunder sich ereignete, das für Minuten ihre Glieder erstarren und ihre Füße Wurzel schlagen ließ. Was sich ereignete, war anfangs noch kein Wunder, sondern nur ein einfacher kleiner Fall, ein belangloser Zwischenfall: der Herr Bankpräsident sah im Korbstuhl, er blickte vor sich, und plötzlich, als wäre sie aus dem Boden emporgetaucht, stand eine schäbige alte Frau vor ihm; sie stand vor ihm, ihr Kopf wackelte, und sie redete auch schon. Der einfache kleine Fall begann ins Wunderbare umzuschlagen, als der Herr Bankpräsident zu der alten Frau aufblickte und sie ruhig anhörte, also ohne sie zum Teufel zu jagen, oder nach rechts und links zu sehen, nach einem Polizisten Ausschau haltend. Es war offenbar: die Frau bettelte, und was nun geschah, das war das Wunder. Der Bankpräsident knöpfte seinen Leberrod auf — in der noch scharfen Vorfrühlingsluft! — zog seine Brieftasche hervor, entnahm ihr eine Banknote, scheinbar zehn Pengö, und reichte sie der alten Frau.

Der Beamte und der Diener sahen einander an. Ihre Blicke fragten und antworteten auch zugleich: habe ich recht gesehen, war es nicht eine Vision? Hatte auch der andere es gesehen, so hat es sich tatsächlich ereignet: der Herr Bankpräsident hat der bettelnden alten Frau zehn Pengö geschenkt. Beamter und Diener verließen, durch die Nebengasse, fluchtartig den Tatort.

Sofort nach ihrem Eintreffen begann in der Bank die Verbreitung der wunderbaren Kunde. Der Diener erzählte einem anderen Diener, der Beamte einem anderen Beamten den Fall. Die Geschichte klang wohl unglaublich, mußte aber dennoch als wahr hingenommen werden, denn die Glaubwürdigkeit der Augenzeugen war über jeden Zweifel erhaben. Nach einer Viertelstunde wußten bereits sieben davon, daß der Bankpräsident einer bettelnden alten Frau zehn Pengö geschenkt habe. Binnen einer halben Stunde war die Zahl der Eingeweihten auf fünfzehn gestiegen, und die Kunde war gerade im Begriff, sich in eine Legende zu verwandeln, denn der Buchhalter Weiß wollte eben dem Prokuristen Braun erzählen, daß der Herr Bankpräsident einer armen Frau tausend Pengö geschenkt habe. Bevor es jedoch dazu kommen konnte, riefen Boten kreuz und quer durch das Bankgebäude und gitterten alle, die von der Schreckensstat des Bankpräsidenten wußten, vor den geschäftsführenden Direktor. Denn auch dieser hatte bereits erfahren, was der Bankpräsident in einer unseligen Minute verbrochen. Eine richtige Schreckensstat, — der Direktor, dieser hervorragende Volkswirt und Finanzfachmann, erkannte sofort die ganze Schwere der Tat. Bereits nach zehn

Minuten standen vor dem Anstich des Direktors die Beamten und einige Diener, zusammen sieben Mann hoch. Entsetzlich, mit welcher Geschwindigkeit das Schreckliche sich verbreitet! Der Direktor verhörte vor allem die beiden Augenzeugen. Bedauerlicherweise handelte es sich um keinen Scherz, um keinen dummen Mist; der Fall schien sich tatsächlich begeben zu haben.

„Meine Herren“, sprach der Direktor mit erhobener Stimme, „der Herr Bankpräsident hat sich offenbar unwohl gefühlt, ja, es ist sogar bestimmt so, denn er hat mir gegenüber bereits am Vormittag über Kopfschmerzen geklagt. Dafür spricht auch, daß er sich früher als sonst aus der Bank entfernt hat und an den Donauforso gegangen ist, frische Luft schnappen. Wenn sich nun einmal der bedauerliche Fall schon ereignet und sogar Augenzeugen gehabt hat, die sich als höchst indiskret erwiesen und, statt zu schweigen, wahllos drauf losgeschwätzt haben, so bleibt uns nichts anderes zu tun übrig, als einer weiteren Verbreitung dieser Nachricht Schranken zu setzen. Vor allem sehe ich mich bemüht, an sie die dringende Bitte zu richten, das Geheimnis zu begraben. Geben sie mir, meine Herren, ihr Ehrenwort, daß sie davon zu keiner Seele auf der Welt mehr ein Wort reden werden. Sollte irgendwer mit einem Ohr etwas gehört haben, oder auch nur etwas davon ahnen und sich mit diesbezüglichen Fragen an sie wenden, so ziehen sie, meine Herren, alles zurück, leugnen alles. Sodann halte ich es für meine Pflicht, zu erklären, daß jeder, der seine Kenntnis von der unglückseligen Tat des Herrn Bankpräsidenten, die in einer vorübergehenden geistigen Umwandlung — will sagen Erschöpfung — begangen wurde, nicht als strenges Amtsgeheimnis behandelt, schwer gegen die Interessen des Unternehmens verstößt, und ich gegen ihn unerbittlich die strengsten Maßnahmen ergreifen werde.“

Beamte und Diener gelobten es mit ihrem Ehrenwort. Sie versprachen, das Geheimnis ins Grab mitzunehmen, es niemand, unter keinerlei Umständen und für keinerlei Vorteile, unter dem Druck keinerlei Drohung, und selbst wenn sie gerädert würden, preiszugeben.

Die atmosphärische Spannung ließ nach, der Herr Direktor lächelte, bewirtete die Beamten mit Zigaretten — die Diener nicht — und fügte dann seiner Ansprache noch folgende kurze Erklärung hinzu:

„Meine Herren! Stellen sie sich doch vor, welche Folgen es hätte, wenn sich die Kunde vom Fehltritt eines Herrn Präsidenten in der Stadt, im ganzen Land verbreitete. Stellen sie sich vor, was geschähe, wenn die Welt von einem mächtigen Unternehmen erführe, daß dessen oberster Leiter, dessen Verstand und Seele gar kein so schlechter Mensch ist, wie man allgemein glaubt. Wenn sich herausstellte, daß unser Herr Präsident auch ein Herz hat. Meine Herren, glauben sie mir, die Aktien unserer Bank würden mindestens um vierzig Prozent fallen.“

(Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

Zwei treue Kameraden

Von P.

Wie eine schwere, drohende Wolke hing der Tabakrauch an der niedrigen Decke der Schankwirtschaft. Hinter der Theke stand der Wirt, ein stämmiger, untersehter Mann mit einem edigen, mürrischen Gesicht, aus dem abgestumpfte Brutalität und resignierende Müdigkeit sprachen und schenkte fast pausenlos Bier ein. Halb-dämmrig lag der Raum, der nur durch eine verglühende elektrische Lampe spärlich erhellt war.

Die Tische waren voll besetzt, der Lärm der Gespräche, die halblaut geführt, nur bruchstückweise vernehmbar waren, erfüllte das Lokal mit einem merkwürdigen, summähnlichen Geräusch, das auf nichtbeteiligte Zuhörer einschläfernd wirkte.

In einer Ecke des geräumigen Schankzimmers, ein wenig abseits von den übrigen Gästen, saßen vier Männer, die Köpfe vorgebeugt, die Mienen angespannt, als wären sie in ein Gespräch vertieft. Drei von ihnen trugen die Uniform der SS, der vierte war in Zivil gekleidet.

„Ich verstehe das nicht . . .“ murmelte jetzt einer der Uniformierten, ein jüngerer Mensch mit hartlosem Gesicht und lebhaften blauen Augen, aus denen eine tiefe Sorge zu sprechen schien, „so geht es doch nicht! Wir schliddern hinein, wir schliddern hinein, noch schlimmer wie die Novemberleute. Das ist doch kein Drittes Reich mehr, das ist doch eine Diktatur der Bürokratie! Die alten Kämpfer haben die Nase voll und die Konjunktur frist sich die konservativsten Wänste an. Soviel lange Finger wie jetzt hat es ja noch nie gegeben. Wenn nicht der Führer wäre — — —“ Der SS-Mann ließ den Satz unausgesprochen. Seine Züge verdüsterten sich, die lebhaften blauen Augen blickten jetzt matt und hilflos. Mit einer resignierten Geste wandte er sich seinem Bierglas zu.

„Das ist es ja . . .“ ließ sich ein zweiter Uniformierter vernehmen, „das verdamnte Gefühl, umsonst gearbeitet zu haben, das einen nicht mehr losläßt! Manchmal habe ich Angstträume. Dann meine ich, in einen Sumpf gefallen zu sein, einen tiefen, unendlich tiefen Sumpf, ganz langsam sacke ich ein, ich höre das tröhnende Kluckern des Morastes, der Schritt für Schritt, teuflisch langsam an mir emporkriecht. Jetzt sitzt es an der Brust, jetzt umklammert es den Hals, jetzt blendet es die Augen — — — Nur nicht über den Kopf —, nur nicht über den Kopf —“ so keuchte ich verzweifelt im Schlaf, und dann wache ich schweißgebadet auf. Es ist ein Traum, der immer wiederkehrt. Ein Traum, der die Ängste meiner Wirklichkeit aufzeigt. Wohin ist die Begeisterung der ersten Wochen, wohin das himmelstürmende Vertrauen, das uns das Volk entgegenbrachte und das so beflüchtete, weil es ganz ohne Zweifel war?! Enttäuschung, Depression, Distanzierung, wohin wir blicken. Die Vesten rücken ab —. Was bleibt? Die Ohanen der Konjunktur. Die Geschäftsleute der Politik, die dabei sein wollen um jeden Preis — — — Aber gerade die hätten wir uns vom Leibe halten müssen wie die Pest — — —“

Der dritte SS-Mann hob abwehrend die Hände. „Wenn man euch so reden hört — —“ sagte er und schüttelte wie fassungslos seinen Kopf. „So könnte man glauben, daß bereits alles zu Ende sei. Als ständen wir vor der Liquidation. Als wären die Leute bereits in Massen davongelaufen — —. Ihr seid Skeptiker, Pessimisten, ihr seid zu sehr Intellektuelle. Wenn ihr die Dinge mit den gesunden Augen des unverbildeten Volkes sehen würdet, nähmt ihr das alles

nicht so tragisch. Gestohlen wird eben überall, das liegt in der menschlichen Natur begründet. Daß sich viel Talimi heranschmeißt, ist unangenehm, aber unvermeidlich. Das fällt ab mit den Kinderkrankheiten. Eure Skrupel sind nervöse Ähnel, nichts mehr, und dein Traum, Paul, nimms mir nicht übel, ist eine autobiographische Studie für den Psychiater. Dagegen helfen kalte Abreibungen. An ein bißchen Schmutz erstickt man nicht —. Der ist nur gesund. Und schlimmstenfalls schwimmt man eben etwas mit im schmierigen Bett und bleibt so an der Oberfläche —“

Der Zivilist, ein hochgewachsener Mensch, mit einem energischen, leicht verkniffenen Gesicht und grünlichen, lauernden Augen, die er unverwandt auf die Sprechenden gerichtet hielt, sagte kein Wort. Manchmal sog er, nachdenklich und, wie es schien, in eigene Gedanken versponnen, an seiner Zigarre, manchmal huschte der Anflug eines Lächelns über das harte, wenig freundliche Gesicht.

In später Nachtstunde erst trennten sich die vier, der Zivilist und jener dritte SS-Mann, der den kritischen Kameraden entgegengetreten war, blieben noch zurück.

Fritz Lüdel und Paul Richter hatten den gleichen Nachhauseweg, weit draußen wohnten sie, in Berlin-Zehlendorf. Der kalte, regenfeuchte Herbstwind strich beruhigend über ihre erhitzten Gesichter. Stumm, jeder mit sich selbst beschäftigt, eingegraben in die Stimme des eigenen Herzens, stapften sie dahin. Wie sie beide zum Nationalsozialismus gekommen waren?

Sie waren den gleichen Weg gegangen, wie hunderttausende romantisch verträumter, idealistisch vertiegener junger Menschen in diesen Monaten . . . Aus Kleinbürgerlichen Häusern kommend, von der Sturzflut der Krise hinausgeschwemmt ins erbarmungslose Meer des Existenzkampfes, Akademiker, aber Entwurzelte ohne Zukunft, saßen sie in dem gewalttätigen Propagandisten einer besseren Zukunft, diesem energiegeladenen Menschen, der nach Laten rief, als alles in Verhargie zu verenden drohte, den Führer, der ihnen Halt gab, ein Ziel, und die Hoffnung auf menschliche Erfüllung . . .

Dabei wäre es grundverkehrt, anzunehmen, daß hier zwei ordinäre Karrieremacher auf den Leim des mit großer Geste arbeitenden Allesversprechers getrocknet seien.

Nein, Fritz und Paul, zwei geistige Menschen, nicht ohne Kultur, mit wachem, seelischem Verständnis, waren von der tönenden Stimme dieses Mannes am Gefühl, nur am Gefühl gepackt worden. Die Primitivität, die aus dieser Unbedingtheit des Gefühls sprach, reizte sie, riß sie unwiderstehlich mit fort . . .

Und jetzt — — ? Und jetzt — — ?!

Sie standen vor ihren Wohnungen, Nachbarhäusern in einer stillen, verträumten Zehlendorfer Seitenstraße. Der Regen klatschte ihnen ins Gesicht, fuhr über ihre Augen, die müde und ganz glanzlos waren . . .

Dann gingen sie mit schmerzlichem Händedruck auseinander —. Denn über diese Dinge zu reden — das hätten sie jetzt nicht vermocht —.

„Die Sache ist für mich völlig klar —“, die harte, etwas brüchige Stimme des Zivilisten klang eisig, unheimlich-sachlich, und ohne jede

Spur von Bewegung. „Die beiden sind gekaufte Riesmacher, Verfechtungsspezialisten der Noten . . . Unter der Miene des besorgten Wieder-mannes, treu dem „Führer“, Markennartikel „enttäuschte alte Kämpfer“, betreiben sie ihr schmutziges Geschäft . . . Da ist nichts klar, da ist nichts ehrlich, da stinkt es überall — —. Dazu haben wir gekämpft —?!“ stöhnt das mit frommem Augenaufschlag, und man sieht schon den Giftzahn der Schlange vor sich. Ich beobachte die Burschen seit sechs Wochen . . . Die beiden sind ahnungslos wie neugeborene Kinder . . . Wenn Sie rechtzeitig zuschlagen, haben Sie das edle Paar totfischer in der Falle — —.

„Es sind“, sagte der andere, ein breiter, behäbiger Mensch, während er die kleinen Auglein, die tief in ihren Polstern saßen, überlegend zukniff, „alte Parteigenossen. Lange vorher bereits aktiv . . . Keine Märzhafen, verstehen Sie — — —“

„Am so schlimmer“, klang die harte Stimme ungeduldig auf, „Verfechtungszelle aus der Blütezeit des Marxismus. Hat sich schon gefährlich eingestrichen —! Höchste Zeit also, daß man das Geschwür ausbrennt. Sie geben doch die Anweisung — —“

„Schön“, sagte der Behäbige und wandte sich seinem Schreibtisch zu, „aber ich wasch' mir die Hände in Unschuld. Wenn es Unrat gibt, so halte ich mich an Sie —!“

„Bitte —“, sagte der Zivilist mit spöttischem Gesicht und erhob sich, „ich habe offengestanden auch nichts anderes erwartet . . .“

Fritz Lüdel und Paul Richter waren mit dem Lastauto zu einer Dienstübung ausgerückt. Wohin wußten sie nicht; ein plötzlicher Befehl flatterte ins Haus. Sie waren Soldaten in freiwilliger Unterordnung und Soldaten fragen nicht nach dem Was und Wie. Es schien sich um einen Spezialauftrag zu handeln, der Truppführer gab keine Informationen, und die übrigen 15, die mit ausgerückt waren, Leute aus einer anderen Staffel, die Fritz und Paul nicht kannten, hockten mürrisch und schweigsam im Wagen.

Niemand sprach ein Wort. Fritz und Paul war es ganz recht so. Trüb und schwer gingen ihre Gedanken, tiefe Einsamkeit war in ihnen und ein unbestimmbares, aber gefährlich elementares Gefühl von Todesfreudigkeit . . .

Wenn jetzt der Wagen auf abschüssiger Chaussee ausglitt und sie mit ihm herunterschmetterten ins Nichts, sie würden es mit dem letzten verflüchtenden Gedanken als Erlösung empfunden haben.

Wenige Tage später fanden Spaziergänger in einer Tannenschönung die Leichname von zwei erschossenen SS-Leuten. Die beiden, die durch Kopf- und Brustschüsse urgelegt worden waren, kauerten, von Moos und Schutt fast verdeckt, im Grase friedlich, als ob sie soeben eingeschlafen wären . . .

Eine dünne Blutbahn, die im Moos ver-sickerte, war für den oberflächlichen Betrachter das einzige Symptom dafür, daß hier ein Verbrechen begangen worden war.

Die Zeitungen sprachen von einem „fluchwürdigen Feme-Verbrechen der noch immer nicht gänzlich ausgerotteten marxistischen Unter-menschen.“

Den getöteten SS-Leuten wurde ein feierliches Staatsbegännis beivilligt, an dem mehrere Minister teilnahmen. Der Kranz des Reichskanzlers war aus flammendroten Rosen und trug auf weißer Schleife die Aufschrift: „Der Führer seinen bis in den Tod getreuen Kameraden!“

Der Urfult weiblicher Schönheit

Von Ludwig

Unser Wissen in der geistigen Kultur des Urmenschen ist vorläufig noch äußerst gering. Da wir jedoch im Primitiven der Gegenwart ein Analogon zu ihm besitzen, sind wir in der Lage, aus dem geistigen Leben des modernen Naturmenschen wertvolle Schlüsse auf das des homo primigenius, des Urmenschen zu ziehen. Die Kultur des Tasmaniers oder des Bushmannes ähnelt in vieler Beziehung der des Neandertalers, nicht nur in Hinsicht auf die Werkzeugkultur, sondern auch auf die ideelle, wie wir in mannigfachen künstlerischen Versuchen erkennen können. Gegenwärtig liegt bereits eine recht ansehnliche Fülle von Vergleichsmaterial bildnerischer Art vor und es ist klar, daß wir aus diesen Manifestationen primitiven künstlerischen Schaffensdranges auf die intellektuellen Grundlagen der Darsteller schließen können. Soweit dieser Weg induktiver Urgeschichtsforschung ein Ziel setzen läßt, ist in frühester Zeit des Menschheitsalters immer wieder der Versuch unternommen worden, sexuelle Motive künstlerisch zu verarbeiten.

Im Jahre 1890 fand der Richter Piett in der Grotte Fraassenpou-en-Chaleh zwei menschliche Statuetten aus Elfenbein, die aus der letzten Weichzeit stammen und das Weib darstellen. Die noch recht unbeholfen ausgeführten Figuren zeigen negroide Formen mit Betonung ihrer sexuellen Eigenart. Ähnliche Plastiken fand man in Lageriebaße und ebenfalls dort auf einem Keimtierknochen die Darstellung eines schwangeren Weibes, das von einem Elfen begattet wird. Die letzten Jahrzehnte brachten weiterhin zahlreiche Funde solcher primitiver Kunst in Lagerungen fossilen Menschenknochenmaterials, ein Beweis, daß sie aus der gleichen Zeit stammen wie die Knochenreste. Ein isoliert gefundenes, sehr berühmtes Stück alt-diluvialer Kleinkunst stellt die sogenannte, ungefähr elf Zentimeter große „Venus von Willendorf“ dar, eine Kalksteinfigur von phantastischer Körperform, die beide Arme über der Brust verschränkt hält. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß diese Darstellung des Weibes dem Schönheitsideal des Urmenschen entspricht. Was dabei besonders auffallend erscheint, ist die besondere Betonung der sekundären Geschlechtsmerkmale, so der Brust, des Beckens und Kopshaars. Wenn wir auch anzunehmen haben, daß das Weib des Eiszeitmenschen im Typus mehr der Afrikanerin ähnlich war und über üppige Körperformen verfügte, so ist in dieser Darstellung kaum ein Porträt zu sehen. Die Ueberdimensionen von Brüsten, Becken und Schenkeln sind mehr der Ausdruck des Bestrebens zu karikieren, zu über-treiben, den ausgesprochen sexuellen Charakter dieser Venus besonders hervorzuheben. Höchstwahrscheinlich sollte diese Plastik die Fruchtbarkeit des Weibes symbolisieren, ihre erotische Funktion abstrakt, allgemeiner darzustellen. So ergibt sich die Ansicht, die „Venus von Willendorf“ habe kultische Zwecke gedient, sei das Abbild einer Göttin mit lediglich erotischer Funktion und dies scheint auch der Entdecker Piett mit der Namengebung „Venus“ begünstigt zu haben. Entsprechende die Statuette bloß einem plastischen Porträt, so hätte der diluviale Bildhauer niemals eine derartige unproportionierte Stammesgenossin als Modell finden können. Krankhafte Entartungen wie z. B. Steatopygie des Beckens waren sicher auch damals zu verzeichnen, doch spricht die Häufigkeit der Darstellung solch sexuell überdimensionierter

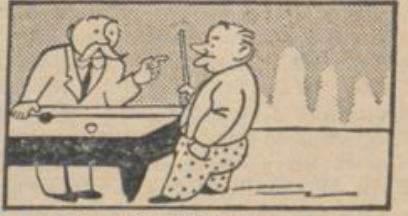
Weiber gegen eine porträtgemäße Bildnerlei. Wenn auch nicht alle vorgeschichtlichen Bildwerke dieser Art an einer Abundanz der Formen leiden, so ist allen ohne Ausnahme die pointierte Darstellung der typischen Geschlechtsmerkmale gemein, eine Tatsache, die im künstlerischen Schaffen der Naturvölker ihre Analogien hat. Die Formung des Weibes in der plastischen Diluvialkunst ist unbedingt von sexuellen Tendenzen getragen und gilt dem Weibe „an sich“, nicht einem bestimmten, sondern einem allgemeinen weiblichen Begriff. Der berühmte Ethnograph H. v. Reichenstein gibt dieser Ansicht in seiner „Urgeschichte der Ehe“ (Stuttgart 1908) folgendermaßen Ausdruck: „Seine (des Urmenschen) Darstellungen gelten also dem Weibe als solchen überhaupt und er stellt bei der starken Betonung der Geschlechtsorgane die Personifikation des erotischen Momentes im Weibe dar.“ Man wird einwenden, der Eiszeitmensch sei in ethischer Hinsicht noch viel zu tief gestanden, um das Weib in irgendeiner kultischen Form zu verehren. Und mit Recht. Denn ethische Voreingriffe waren es sicher nicht, die den Diluvialbildhauer bei seinem Schaffen beeinflussten, sondern rein physische Motive waren der Gesichtspunkt unter dem ihm das Weib als Lustspenderin und Gebärdin erschien. Der Trümmer Prähistoriker Professor Absolon sagt über die Darstellung schwangerer Frauen, die in Predmost gefunden wurden: „Der Predmoster Mammutjäger wollte damit das Wunder der Fortpflanzung seines Geschlechtes verherrlichen.“ Es gibt eben auch kultische Anschauungsformen, die mit moralischen Perspektiven nichts zu tun haben.

So können wir bereits im Kindesalter eine erotische Kultik konstatieren. Schuchardt meint in seinem „Alt-Europa“, die Venus von Willendorf sei ein Ahnenbildchen gewesen, also ein Kultgegenstand, und wenn auch der Wiener Archäologe M. Hoernes und der berühmte Anthropologe Verworn gegenteiliger Ansicht sind, ihre kultische Abstammung scheint nunmehr feststehend. Auch in einer der letzten Arbeiten des populären naturwissenschaftlichen Schriftstellers W. Bölsche („Die Abstammung der Kunst“) wird auf dieses Faktum hingewiesen. Bölsche sagt dort ausdrücklich: „Gerade diese früheste bekannte Zeit der höheren Rasse wäre also bereits in religiöser Kultik gewesen, trotz Hoernes und Verworn. Tatsachen sind schließlich jeder Theorie unterlegen.“ Uebrigens gelang es gerade in den letzten Jahren wiederholt, Venusplastiken aus dem Schoß der Erde zu bergen, die der von Willendorf täuschend ähnlich sind.

Wenn der Urmensch seine Venus aus physischen, erotischen Motiven heraus erschuf, so ist das der berechtigte Ausdruck seiner intensiveren sexuellen Einstellung gegenüber dem heutigen Kulturmenschen. So sehr die Indifferenz des Primitiven gegenüber dem Nackten und seiner emotionalen Auswirkung von dieser Tatsache abzuleiten scheint, der Naturmensch ist viel mehr erotischen Einflüssen ausgeliefert wie wir, und wir müssen annehmen, daß es auch der vorgeschichtliche Mensch war. Reichenstein meint: „Jene Menschen der Urzeit waren ebenso stark, ja noch stärker sexuell veranlagt, als sie Jäger waren — eine Veranlagung, die wir auch bei vielen heutigen Völkern noch treffen. So mag z. B. nur an die Ainos erinnert werden, die in ihren Kirch-



— — nein, mein Herr — —



hier zeige ich Ihnen — —



einen feinen Stoß — —!



höfen durch die Denkmäler lediglich Mann und Weib unterscheiden und diese Unterscheidung auf dem natürlichsten Weg, nämlich durch Darstellung des Geschlechts.“ Diese sexuelle Ueber-spannung des Gefühlslebens dürfte so lange gedauert haben, als die Agamie, die Ehelosigkeit, Zusammenfassend ist zu sagen, daß die kultische Verehrung des Sexus bereits in naiven Formen in der Urzeit anzutreffen ist, daß also der Kult des Erotischen so alt ist als das Menschengeschlecht selbst.

Menschen an der Wagendeichsel

Von den Nisschakulis im Fernen Osten

Nun hat man doch schon so viel von menschlichen Säufertträgern in älteren und neueren Zeiten gelesen, und gleichwohl berührt es einem ganz sonderbar, wenn man in den überbevölkerten Ländern des Fernen Ostens eine dieser von menschlichen Kräften bewegten Nisschas oder Beförderungsdrotschen bestiegt, um von den federnden Schritten des Kulis gezogen, eine kurze oder längere Strecke zurückzulegen. Noch heute, im Zeitalter des Automobils, der motorischen Pferdestärken, ist im ganzen hundertjährigen Indien bis nach China und Japan das wichtigste Beförderungsmittel die Nisschas und als Antriebskraft der Nisschas dienen menschliche „PS“. Mancher Leser wird sich wahrscheinlich über die Unbarmherzigkeit dieser Ausdruckweise wundern, aber wird sie ihn noch wunder nehmen, wenn er von den unbarmherzigen Lebensbedingungen der überbevölkerten asiatischen Reiche erfährt, die viele hundert Millionen Kulis im Fernen Osten ihr Leben eigentlich nur dadurch fristen lassen, daß ihre Arbeitskraft noch heute billiger ist als diejenige von Pferden. Man hat errechnet, daß beispielsweise der chinesische Kuli seinen Lebensunterhalt für sich und seine Familie aus genau der gleichen Aderernahrung zieht, die etwa ein Pferd benötigen würde. Sinzu kommt aber

noch, daß das Pferd in den heißen Gegenden keineswegs die Ausdauer und die gewöhnliche Lebenskraft besitzt, die es zu einem Konkurrenzförderungsmitel gegenüber dem Kuli befähigen könnte.

Ueber die Fähigkeit und die Schnelligkeit der Riffschakulis ist viel Uebertriebenes in die Welt gesetzt worden. Gewiß gibt es auch hier einzelne Leute, und es sind gerade diejenigen, die gewöhnlich dem Europäer zur Verfügung stehen, die eine ganz außerordentliche Veinkraft entwickeln. Manah einer von ihnen würde vielleicht sogar einen Kurmi, dieser menschlichen Rennmaschine, gefährlich werden können, wenn eben sein Los ihn nicht von den sportlichen Attraktionen der zivilisierten Welt fernhielte. Stundenlang können sie diese schwere Muskelarbeit leisten, so daß man sich erstaunt fragt, wie dies bei ihrer doch erbärmlichen Ernährung möglich ist. Die Riffschaka ist aber so ein leichtes Gefährt, daß die zusehliche Kraft, die auf das Fieber des belasteten Wägelchens entfällt, gegenüber der eigentlichen Fortbewegungsleistung nicht sehr beträchtlich ins Gewicht fällt, und der Kuli versteht es, die Last seines Fahrgastes auf geschickte Weise mit seinem eigenen Körpergewicht auszubalancieren.

Im Vergleich zu den noch im 18. Jahrhundert auch bei uns üblichen Sänften, die gewöhnlich von zwei Dienern getragen wurden, kann man die Riffschaka sogar als das bessere Beförderungsmittel bezeichnen. Die Kraftleistung, die der Sänftenräger aufbringen mußte, ist gemessen an derjenigen des Riffschakulis als ausgesprochene Schwerarbeit auszusprechen da sie ganz anders die volle Körperkraft des Menschen in Anspruch nahm. Während die Riffschakulis eine sehr deutliche Ausbildung der Veinmuskulatur besitzen, erkennt man auf Bildern und Kupferstichen, die uns aus den früheren Jahrhunderten erhalten sind, daß die Sänftenräger geradezu atrophisch gebaute Männer waren. Zu einer vornehmen Haushaltung in den früheren Jahrhunderten gehörten solche Sänftenräger ebenso, wie bei uns heute der Chauffeur oder in Indien, China oder Japan der Riffschakuli. Der Siegeszug des Automobils ist bis heute noch nicht imstande gewesen, die menschlichen PS aus dem Verkehr auszuschalten. Ohne eine Revolutionierung der gesamten Wirtschaftsstruktur des Ostens, die Millionen von Eristenzen zugrunde richten würde, ist deren plötzliche Ausschaltung nicht zu denken und kann demgemäß nicht einmal wünschenswert erscheinen; die allmähliche Entwicklung dürfte nach und nach auch die Riffschaka und den Riffschakuli als menschliches Beförderungsmittel aus der Verkehrsorganisation verdrängen, was nicht ohne Kämpfe und „Nachschiffentürmelei“ abgehen wird.

Wußten Sie das schon ?

Wien besaß bis zum Jahre 1780 eine eigene Fischerinnung, die „Auf der Fischerstiege“ ihren Sitz hatte. In Wien lebten damals mehr als achtzehnhundert Personen, die sich gewerbmäßig mit der Fischerei beschäftigten. Heute erinnert an sie nichts mehr als die Bezeichnung Fischerstiege, einer Gasse in der Nähe des Salzgries.

Sechs Monate alte Babies sind der Diphtherie am meisten ausgesetzt, während sie vor diesem Alter so gut wie völlig immun bleiben.

Die Welttabakernte beträgt etwa vier Milliarden Pfund jährlich.

Vor 100 Jahren gab es nur 4000 Zeitungen und Zeitschriften in der Welt, heute gibt es 94.000.

Lukas Böbinger, der Vorläufer Watsons, des Erfinders der Dampfmaschine, wurde 1748 in Wien geboren, wohnte „Im Ofenloch“, in der Nähe der heutigen Steindlgasse, und wanderte später nach England aus. Er war es, der die ersten Versuche, die Dampfkraft auszubenten, anstellte, zeitweise mit Erfolg. Er lebte in tiefer Armut und ist später verschollen. Man darf mit Recht behaupten, daß sich James Watson der Erfahrungen dieses genialen Wieners bedient hat.

Im Durchschnitt wechselt ein Knabe bis zum Alter von 20 Jahren viermal seine Berufspläne.

Aufgemalte Strümpfe. Eine Modenarbeit besonderer Art geht in England um. Da die diesjährige Sommermode allen Töchtern Evas Strumpflofigkeit vorschreibt, haben, fast zur gleichen Zeit, zwei kosmeische Firmen Präparate auf den Markt gebracht, die, in die Haut eingerieben, diese mit einem hauchdünnen sojensbraunen Film überziehen und die Veine, wie englische Blätter berichten, schöner als mit dem feinsten Strumpf erscheinen lassen.

Seiteres

Schwer atmend klammerte sich der seekrankte Passagier an die Reeling. „Kann ich Ihnen irgend etwas reichen?“ fragt ihn der höfliche Steward. — „Ja,“ leucht der Bedauernswerte, „geben Sie mir etwas Land!“

„Frischen, hast du dem Papagei diese schrecklichen Worte beigebracht?“ — „Aber, Mama, im Gegenteil, ich habe ihm immer wieder gesagt, welche Worte er nicht gebrauchen soll!“

Richter: „Cowboy James Jameson, Sie werden hiermit von der Anklage, eine goldene Uhr gestohlen zu haben, freigesprochen.“ — „Herr Richter, darf ich die Uhr nunmehr behalten?“

„Seit zwei Stunden warte ich auf das garnierte Schnitzel!“ — „Wie leicht wäre unser Beruf, wenn alle Gäste so geduldig wären wie Sie.“

Der Lehrer wählt beim Rechnen ein Beispiel aus dem täglichen Leben. „Paß auf, Karli. Ich gebe dir sechs Äpfel. Du sollst sie gleichmäßig mit deinem kleinen Bruder teilen. Wieviel bekommt er da?“ — „Zwei, Herr Lehrer.“ — „Unsinn. Du kannst ja nicht rechnen.“ — Da lacht Karli. „Ich schon, aber mein kleiner Bruder noch nicht.“

Dapper ist siebzig Jahre, Dapper ist krumm, gichtig, glasig und faltig. Trotzdem sagt er: „Ich bin die meist verwendete Kellame für die Kraszpillen.“ — „Du? Mit deinem Aussehen?“ — „Nicht Dapper; „Eben deswegen. Ich werde photographiert als „Vorher.““

Der Gatte kam nach Hause. „Machen wir eine Gesellschaftsreise an die Riviera!“ — Die Frau erklärte: „Ich kann nicht mitfahren. Ich habe nichts anzuziehen.“ — Meinte der Mann: „Siehst du, das habe ich mir gleich gedacht. Und darum habe ich auch nur eine Karte für mich genommen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakawa Nr. 33, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 217.
Von Gerhard Kraus, Turn.

Schwarz: Kc5, Df6, La4, d6, Sb2, c3, Bc2, d5. (8)



Weiß: Kf3, Da1, Tg6, h5, Le3, h7, Sb4, d4, Bc8, f5. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Aufgabe Nr. 213 ist nach Da6—d3 unlösbar.

Lösungszug zu Nr. 214: Sc8—b6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Schwarz Raimund, Klostergrab; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnsbier Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Walter Ludw., Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Fuchs Hans und Bittner Richard, Kleinauzed; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Trlitsch Gustav, Wisterschan.

Aus den Bezirken.

Im 2. Bezirk fand am Sonntag, den 13. Jänner, die Auslosung um die Bezirksmeisterschaft statt. Die Rundeneinstellung ist:

1. Runde am 10. Feber.

Zuckmantel II gegen Zuckmantel I in Zuckmantel, „Eiskeller“. — Kleinauzed gegen Wisterschan I. in Kleinauzed, „Weintraube“. — Wisterschan II gegen Eichwald in Wisterschan, „Landhaus“.

2. Runde am 24. Feber.

Zuckmantel I gegen Kleinauzed in Zuckmantel, „Eiskeller“. — Wisterschan II gegen Zuckmantel II in Wisterschan, „Landhaus“. — Eichwald gegen Wisterschan I in Eichwald, „Volkshaus“.

3. Runde am 10. März.

Kleinauzed gegen Wisterschan II in Kleinauzed, „Weintraube“. — Wisterschan I gegen Zuckmantel I in Wisterschan, „Landhaus“. — Zuckmantel II gegen Eichwald in Zuckmantel, „Eiskeller“.

4. Runde am 24. März.

Wisterschan II gegen Wisterschan I in Wisterschan, „Landhaus“. — Zuckmantel II gegen Kleinauzed in Zuckmantel, „Eiskeller“. — Eichwald gegen Zuckmantel I in Eichwald, „Volkshaus“.

5. Runde am 7. April.

Wisterschan I gegen Zuckmantel II in Wisterschan, „Landhaus“. — Zuckmantel I gegen Wisterschan II in Zuckmantel, „Eiskeller“. — Kleinauzed gegen Eichwald in Kleinauzed, „Weintraube“.

Schachkurs in Krochwitz.

Schachgenossen, welche Interesse an der Arbeiterschachbewegung haben, besuchen den am 27. Jänner im „Arbeiterheim“ in Krochwitz stattfindenden Schachlehkurs. Vortragende sind: Gen. Scharoch für den organisatorischen und Gen. Hyna für den theoretischen Teil. Anfang 8 Uhr früh. Eintritt: freie Spende.